

In vielen Familien gilt immer noch: Papa und Opa waren keine Nazis!

Von „Unsere Mütter, unsere Väter“ bis „Weissensee“: Historienfilme und -serien beeinflussen unser Geschichtsverständnis stärker als Fachliteratur.

Filme und Serien über die deutsche Vergangenheit erreichen im Fernsehen regelmäßig Millionen Zuschauer. Viele Menschen neigen dazu, solche erfundenen TV-Bilder über den Zweiten Weltkrieg oder die DDR für getreue Abbilder der einstigen Realitäten zu halten. Die Berliner Historikerin Sabine Moller (Foto: HUB) hat die Wirkung von solchen medial vermittelten Geschichtsbildern in ihrer neuen Studie „Zeitgeschichte sehen“ untersucht. Wir sprachen mit ihr darüber, welche Chancen und Risiken in der großen Macht von Filmen und Serien liegen – und ob die Filmemacher immer verantwortungsvoll damit umgehen.



In „Weissensee“ müssen sich Stasi-General Kupfer (Uwe Kockisch) und Gattin Marlene (Ruth Reinecke) nach Ende der DDR neu orientieren. Die ARD-Serie wurde von Millionen Zuschauern gesehen und hat großen Einfluss auf deren Geschichtsbild. Foto: ARD/Frederic Batier

Frau Moller, Sie nennen Historienfilme und -Serien „Aneignungen“ von Geschichte. Klingt irgendwie negativ, wie „Benutzung“. Was ist damit gemeint?
Gar nichts Negatives. „Aneignung“ meint in diesem Zusammenhang, dass es zunächst Filme oder Serien sind, die sich die Geschichte aneignen, indem sie sie für ein größeres Publikum medial aufbereiten. Dann ist es das Publikum und damit der einzelne Zuschauer oder die Zuschauerin, die sich die filmische Erzählung zu eigen und wiederum ein ganz eigenes Bild von der Geschichte machen. Die interessanten Fragen dabei sind: Wie nimmt der Zuschauer die im Film gezeigte Geschichte wahr? In welche Zusammenhänge stellt er sie? Wie beurteilt er die Geschichtsdarstellungen in Filmen oder Serien aufgrund eigener Erfahrungen, Ansichten, Meinungen? Die ARD-Serie „Weissensee“ über eine Ostberliner Stasi-Familie etwa nehmen viele Ostdeutsche wohl ganz anders wahr als die meisten Westdeutschen. Wahrscheinlich gibt es keine zwei Zuschauer, die diese Serie identisch wahrnehmen. Aneignung funktioniert höchst individuell.

Meint „Aneignung“ in Medien nur das Erfinden von Bildern, etwa im Film?
Nein. Auch das Einfügen historischer Aufnahmen wie zum Beispiel SA-Aufmärsche in Spielfilme oder umgekehrt das Einfügen von Spielfilmszenen in Dokumentationen. Viele Szenen können dadurch einen ganz anderen Sinn bekommen. Manchmal sogar einen gegenteiligen: Damals dienten die Wochenschauaufnahmen von SA-Aufmärschen der Propaganda, heute sollen die gleichen Szenen uns davor warnen.

Nun wird oft kritisiert, dass Spielfilme und Serien uns Zuschauern mit den Mitteln der Fiktion ein bestimmtes Bild von der Geschichte vermitteln wollen, gerade von der NS-Zeit und der DDR.
Nun ja, Filmemacher können sich zwar vornehmen, uns ein bestimmtes Bild der Geschichte zu vermitteln, aber das Ergebnis hängt letztlich von jedem Zuschauer selbst ab. Wie sehr der Alltag und die Lebensumstände der Zuschauer die Filmwahrnehmung und damit die Geschichtsaueignung prägen, davon handelt mein Buch. Auch andere Studien zeigen, dass die Zuschauer die gewünschten Aussagen von Filmen nicht einfach 1:1 annehmen. So haben etwa kritische Dokumentationen über

Krieg und NS-Zeit nicht zwangsläufig die gewünschte Wirkung.

Inwiefern?
Auch bei Dokumentationen über die NS-Zeit, die in abschreckender Absicht hergestellt wurden, kann man zeigen, dass es Schüler gibt, die fasziniert sind von der straffen Organisation und Disziplin. Die NS-Propagandabilder wirken, weil nicht verstanden wird, wie sie zunächst im „Dritten Reich“ selber und später in der kritischen Dokumentation in Szene gesetzt wurden.

Wie ist das mit den großen TV-Unterhaltungsspielfilmen im Massenformat, wie „Unsere Mütter, unsere Väter“? Die prägen ja in erheblichem größerem Maß das Geschichtsbild der Menschen als Dokus oder gar Fachliteratur.
Das ist richtig. Wir wissen, dass sich die Geschichtsbilder vieler Menschen wesentlich stärker aus Spielfilmen oder Familienerzählungen zusammensetzen als aus Fachliteratur oder Schulbüchern. Aber es ist nicht automatisch schlechter, wenn Filme Geschichtsbilder prägen. Auch die von Ihnen angelegte Wertung „Dokumentation = gut, Spielfilm = schlecht“ sollte man hinterfragen bzw. aufgeben.

Weil es auch unter den Geschichts-Dokus ziemlich viel Schund gibt?
Das zum einen. Aber noch wichtiger ist das Verständnis, dass auch Dokumentationen eine ganz bestimmte Geschichte erzählen und dramatisieren. Darüber hinaus können

nen Spielfilme sehr wichtig sein als Motivation, sich intensiver mit dem Thema auseinanderzusetzen und dafür anschließend eine eigene Recherche zu starten und auch zur Fachliteratur zu greifen. Aber: Es kommt bei jedem Film darauf an, dass wir ihn als Inszenierung aus einer ganz spezifischen Perspektive begreifen, der ganz gezielt auf bestimmte Stilmittel zurückgreift. Natürlich gibt es Filme, die sind besser recherchiert als andere. Dennoch gibt es vermutlich nichts Verhängnisvolleres, als zu einem Schüler zu sagen: „Der Film zeigt die Geschichte genau so, wie sie gewesen ist“. Jeder Film ist das Ergebnis einer kreativen Aneignung und kein objektives Abbild der Vergangenheit – selbst wenn er auf Originalaufnahmen und eine Vielzahl von anderen historischen Quellen zurückgreift.

Es gibt aber Regisseure, die ihren Film zeigen und behaupten: Genau so war es! Klar, und diese Behauptung ist dann in der Regel Teil einer gezielten Werbestrategie.

Und die kann ebenfalls ziemlich wirkmächtig sein. Zum Beispiel bei „Der Untergang“ über die letzten Tage Hitlers im Bunker.
Genau. Dort ist man mit erheblichem Aufwand vorgegangen und hat gesagt: Was nicht historisch eindeutig nachgewiesen ist, kommt in dem Film nicht vor. Das finde ich schon sehr schwierig. Denn es bleibt trotzdem ein Spielfilm, der eine ganz spezifische Perspektive einnimmt und Einzelheiten und Dialoge erfinden muss, um Geschichten erzählen zu können. Der Film ist

kein Abbild der Realität, er ist eine audiovisuelle Erzählung – ein Gedankenexperiment gestützt, auf Bewegtbild und Ton.

Längst leisten sich die meisten Historienfilme renommierte Historiker als Fachberater. Dient das mehr zur Rückversicherung der Fakten oder eher zur Betonung eines „Wahrheitsanspruchs“?
Es dient beidem. Zur fachlichen Rückversicherung und zur Stärkung des Authentizitäts-Anspruchs. Deshalb wird die Mitwirkung von Historikern an diesen Filmen ja auch immer besonders hervorgehoben. Und trotzdem gibt es im Anschluss auch immer Kritik an diesen Filmen. Das liegt zum einen darin begründet, dass Geschichte immer kontrovers verhandelt wird und auch über die Fachbücher der Experten regelmäßig gestritten wird. Bei „Unsere Mütter, unsere Väter“ war der Streit aber besonders interessant. Hier haben einige Historiker gesagt: Das ist derselbe alte Käse in neuer Verpackung – so wären die Deutschen gerne gewesen. Ein anderer Historiker hat dem entgegengeworfen: Der Film zeigt die Zeit genau so, wie sie meine Eltern oder Großeltern immer wieder erzählt haben.

Immerhin hat „Unsere Mütter ...“ sich in Empathie versucht: Er wollte die Denk- und Handlungsmotive der damals Lebenden nachvollziehbar machen. Ist der Ansatz nicht richtig?
Der Ansatz schon. Nur trat der Film mit der Aufforderung an sein Publikum: Schaut her, die jungen Menschen damals waren genau wie ihr, die wollten nur leben, dann

kam der Krieg, das alles hätte genauso mit euch passieren können, erhebt euch nicht über sie. Letzteres ist zwar richtig und wichtig. Aber natürlich hatten die jungen Menschen in den Dreißigern ganz andere geistige, familiäre und gesellschaftliche Prägungen, sie erlebten ein völlig anderes Wertesystem und eine andere Erziehung in der NS-Zeit. In dieser wichtigen Hinsicht waren sie ganz und gar nicht wie wir.

Und keine einzige der jungen Hauptfiguren im Film war Nationalsozialist ... Eben. Damit bestätigt und stärkt auch „Unsere Mütter ...“ letztlich das um Harmonie bemühte deutsche Familiengedächtnis. Und darin gilt mehrheitlich immer noch: Papa und Opa waren keine Nazis.

Nun folgen Spielfilme ja auch ganz anderen Regeln als Dokumentationen oder noch mehr als Fachliteratur.
Natürlich. Besonders Spielfilme müssen auch unterhalten, einen Spannungsbogen haben, gute und böse Figuren liefern. Die zeitliche Logik ist dabei auch ein ganz wichtiger Aspekt. Die Historiker können ihre Geschichten auf 700 Seiten darlegen und mit 1000 Fußnoten ergänzen. Die Filmemacher haben in der Regel viel weniger Zeit, das ins Bild zu bringen, was ihnen wesentlich erscheint. Sie verdichten, deuten an oder überladen ihre Figuren.

Was dazu führt, dass in nahezu sämtlichen Spielfilmen und Serien über die DDR die Stasi vorkommt. Verengt das nicht die historische Perspektive?
Zu den Besonderheiten der DDR gehörte nun einmal auch die Stasi und deren Spitzelsystem. Das finde ich nicht problematisch. Außerdem zeigt uns etwa eine Serie wie „Weissensee“ – die zwar bei einer Stasi-Familie ansetzt – doch auch viel über den Alltag der Menschen, über Kultur und Subkultur, über das Zwischenmenschliche und mehr. Aber die Frage, inwieweit das Gezeigte beziehungsweise das Gesehene repräsentativ ist für die historische Realität, stellt sich trotzdem immer. War der Unternehmer und Judenretter Oskar Schindler repräsentativ für das Verhalten der Deutschen während des Holocaust? Überhaupt nicht. Trotzdem kann man anhand dieser Figur sehr viel über diese Zeit und die Menschen erzählen.

Nur eben nicht die ganze Wahrheit.
Vor diesem Missverständnis muss man sich wirklich hüten. Aber das ist oftmals gar nicht so einfach. Denken Sie an die Reaktionen auf „Das Leben der Anderen“. Dem hat damals Joachim Gauck attestiert: Genau so war es! Wohingegen der Filmemacher Andreas Dresen gesagt hat: Der Film hat genau so viel mit der DDR zu tun wie Hoyerswerda mit Hollywood! Daran zeigt sich: Filme sind vor allem wichtige gesellschaftliche Anlässe, um über die eigene Geschichte ins Gespräch zu kommen und sie im Gedächtnis zu halten. Wir alle entnehmen den Filmen dabei immer wieder Bilder und bauen sie dann in unser eigenes Geschichtsbild ein. Das sollten wir einfach ohne allzu großen Verdruss zur Kenntnis nehmen und offen damit umgehen.

■ Das Gespräch führte Oliver Reinhard
■ Buchtipp: Sabine Moller, Zeitgeschichte sehen. Verlag Bertz und Fischer, 224 S., 25 Euro

Woodstock ohne Schlamm

Star-Gitarrist Santana entführt Tausende am Dresdner Elbufer ins Kalifornien der 60er.

VON TOM VÖRÖS

Ganz alleine, doch ohne Scheu klimpert ein junger Mann auf seiner Akustikgitarre Arlo Guthries Lied „Coming into Los Angeles“. Er möchte lieber auf einer Wiese vor dem Eingang sitzen, dort wo viele andere das Finale des Dresdner Stadtfestes erleben und sich bei den Filmnächten am Elbufer einen Hauch von Woodstock durch das Gedächtnis wehen lassen wollen. Vom anderen Ufer her erklingt der Hippie-Hit „White Rabbit“ der Band Jefferson Airplane. Der Sommer der Liebe liegt in der Luft, wäre da nicht dieses stampfende Bumm-Bumm des Techno-Beats, das einem im Vierteltakt das Jahr 2018 in die Ohren legt. Der Sommer, so hoffen viele, soll nicht nur wegen der Hitze, sondern auch dank eines mutmaßlichen Gitarrengotts im Gedächtnis bleiben. „Was für ein schöner Sonntag, es ist ja fast wie auf Hawaii“, wird dieser Carlos Santana später sagen. Neben vielen älteren Hutträgern sind auch junge Menschen gekommen, die Woodstock und selbst die große Retro-Welle verpasst haben. Ein Wunder ist es nicht,

Santanas Latin-Rockmusik ist unwiderstehlich zeitlos. Und die Bühne ist prall gefüllt mit Instrumenten: zwei Schlagzeuge, diverse Bongos und Congas, ein kleines Gebirge von Keyboards. Vorband? Fehlangezeige. Und so geht der Latino-Rocker fast pünktlich um 19.30 Uhr auf Sendung. Und zwei singende Männer geben die Animations. Die beiden Leadsänger, der Afro-Amerikaner Tony Lindsay und der Latino-Amerikaner Andy Vargas, verbreiten viel Energie, Lebens- und Sangesfreude, die ersten Lippen lächeln. Lied Nummer eins, „Right On“, ist ein Cover von Marvin Gaye, das spätsommerlichsanft daherkommt. Und Santanas zweiter erster Gitarrist setzt sich in Szene, der Meister braucht wohl noch Zeit. Santana wirkt in den ersten Minuten sehr verhalten, kaut auf irgendwas herum und schlägt zwischendurch lieber erst mal mit dem Klangholz auf eine Kuhglocke. Überhaupt leistet Santanas „Begleitband“ ganze Arbeit. Löblich, aber dafür sind die Santana-Fans nicht angereizt. Als die Gitarre des Meisters endlich lauter zu hören ist und „Black Magic Woman“ antimmt, ist die Masse besänftigt und wiegt sich zu alten Woodstock-Filmen in jene Erinnerung, die man vielleicht selbst gern hätte. Santana singt hier auch selbst mit, irgendwie beruhigend, dass der Mann nicht nur Saiten bedienen kann. Mit einer Akus-

tikversion des 1999er-Hits „Maria Maria“ wedeln erste Arme und der Asphalt wird für einige Paare zum Parkett. „Ich möchte Freude sehen, Glück und keine Angst, keinen Donald-Trump-Bullshit“, sagt Santana. Die großen politischen Botschaften lässt er aber zugunsten der Musik aus. Gut so, denn so stehen auch Traum-Balladen wie „Samba Pa Ti“ für sich und bezeugen, dass der kleine Mann mit Hut noch immer zu den Größten am Griffbrett gehört. Mit jeder Minute zeigt er sich spielfreudiger und virtuoser, nicht die Spur von Müdigkeit beim 71-Jährigen, der immer wieder Zitate der Musikgeschichte einstreut. Das sonnige „Groovin“ von den Rascals oder auch eine eigenwillig-rhythmische Version von John Lennons „Imagine“, gesungen von der ebenso eigenwilligen Star-Schlagzeugerin Cindy Blackman. Die Fiesta lässt noch auf sich warten, aber es ist ja erst 20.45 Uhr. Teilweise Abhilfe verschaffen die Mitsing-Stücke „Mona Lisa“, „Corazon Espinado“ sowie eine Salve afrikanischer Rhythmen und Videos. Eine kleine Mini-Fiesta ist im Gange und die große Latin-Party greifbar nah, doch mit John Coltranes „A Love Supreme“ verabschiedet sich die Band das erste Mal. Nur, um der Menge endgültig ein Gefühl von Woodstock zu verschaffen. Bilder vom dortigen Schlammrutschen ergänzen erste Bongo-Takte eines Liedes, das Santana 1967 eben-



Ganzer Einsatz: Carlos Santana in Dresden.

Foto: kairospres

dort servierte. Jetzt ist die Zeitblase perfekt geformt. Und Santana zitiert „Light my Fire“ von The Doors, die damals nicht dabei sein durften, jetzt aber dürfen sie. Nach einem genialen Schlagzeug-Solo von Cindy Blackman entpuppt sich Gitarrist Nummer zwei mit „Roxanne“ als waschechte Stimm-Kopie von Sting, bevor sich ein über zweistündiges Konzert dem Ende neigt. Ohne Zugabe, dafür mit der Auflistung aller am Spektakel Beteiligten.

In Summe löst Santana zwar keine aufufernde Fiesta Mexicana aus, hinterlässt aber ein Publikum mit schwunghaftem Charakter und zufriedene Gesichter auf dem Heimweg. Und siehe da, auch der einsame Gitarrist klimpert noch immer motiviert am Eingang vor sich hin, diesmal singt er „Summer in the City“ und hat eine ganze Mensentraube um sich. Der Mann ist, wie viele andere auch, also doch noch angekommen, im „Sommer der Liebe“.